

**Zeitschrift:** Burgdorfer Jahrbuch  
**Herausgeber:** Verein Burgdorfer Jahrbuch  
**Band:** 36 (1969)

**Artikel:** Simon Gfeller : Mensch und Wesensart  
**Autor:** Binggeli, Valentin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1076083>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Simon Gfeller — Mensch und Wesensart

Zum 100. Geburtstag des Emmentaler Mundartdichters am 8. April 1968

Von Dr. Valentin Binggeli

Simon Gfellers Leben und Wesen wurde bestimmt durch ein Wort seines Vaters, der ein Kleinbauer und Bannwart halb oben am Napf war. Das Wort ist in seiner Einfachheit für jeden verständlich und vermag dennoch in weiser Tiefe Sinn und Richtung des Lebens zu weisen: «Guet sy, tätig sy u Vertroue ha!»

Von diesem Leitwort ist, in mannigfacher Abwandlung, auch im ganzen dichterischen Werk Simon Gfellers zu spüren. Die große Mehrzahl seiner Erzählungen ist im Berndeutsch seiner Heimat, des untern Emmentals, geschrieben. Von Ursprünglichkeit und Farbigkeit dieser Mundart hat er in der Darstellung von Land und Volk ein Kunstwerk von hohem sprach- und heimatkundlichem Zeugnis geschaffen. Doch vor dem Dienst an der landschaftlichen Sprache und vor der Volksschilderung war sein Wille, mit seinen Büchern helfend und heilend zu wirken. Schauen wir um uns, so werden wir bald gewahr, welche Bedeutung dieser heilen und heilenden Dichtung heute noch zukommt, und gerade heute.

Vor 100 Jahren wurde nicht nur Simon Gfeller geboren, da war recht eigentlich das Geburtsjahrzehnt unserer Mundartdichtung. Die Geburtsjahre reihen sich einzigartig: 1863 Otto von Greyerz, 1865 Meinrad Lienert, 1866 Rudolf von Tavel, 1868 Simon Gfeller und 1875 Josef Reinhart. In diesem vielseitig untereinander befreundeten, schönen Kreise steht Simon Gfeller als der Meister der Berner Landmundart neben Rudolf von Tavel, dem Dichter des alten, stadtbernischen Patrizierdialekts.

Unsere Würdigung sei indessen nicht dem dichterischen Werk gewidmet oder etwa den Problemen des Mundartschrifttums in unserer Zeit, sondern dem Menschen, seiner Welt und seinem Wesen. Dabei wollen wir uns vor allem seinen eigenen Worten überlassen und Stellen aus den Erzählungen anführen, aus Tagebüchern und Briefen, wie sie im «Vermächtnis», im «Briefwechsel mit Otto von Greyerz» und in der «Biographie»<sup>1</sup> zu finden sind. Daß dabei nur einige wesentliche Züge gezeigt werden können, versteht sich von selbst. Simon Gfeller ist bekannt als Schilderer von Bauernwelt und Bauernleben,

und zu Recht. Gerade die Bescheidung auf die kleine, doch ureigene Welt, die er aus tiefem Erleben in all ihren Gründen und Regungen auszuloten vermochte, war seine Stärke. Schon in dem ersten Buche, «Heimisbach», merkt der aufmerksame Leser davon.

Die Lebenslinie Simon Gfellers ist in der Tat einfach. Von der schönen Höhe Sänggenberg gegen die Lüderenalp hinauf haben wir im Blick die Eggen, Gräben und Höfe der Gfellerschen Erzählungen: Rafrüti, Nülli, Aeschberg, Liechtguet, Twiri, Kurzenei, aber auch seine Lebensorte: das Zuguet, der Ort seiner Jugendzeit, wo er in der ehemaligen Küherhütte am 8. April 1868 geboren wurde; Grünenmatt, wo der Junglehrer seinen Anfang machte; dann die Egg über Lützelflüh, die Landschaft der Höhe von Simon Gfellers Leben und Schaffen — hier schulmeisterte er mit seiner Frau über 30 Jahre lang, hier entstanden auch die meisten seiner Werke; und schließlich sehen wir von hier aus auch sein Altersheimet unterhalb der Egg an der Grabenhalde.

Doch wie der wohlbegrenzten Geschlossenheit der Emmentaler Hofwelten ihre prächtige Aussichtsweite gegenübersteht, so darf auch von dem begrenzten Lebensraum nicht auf beschränkten Blick, auf geistige Enge geschlossen werden.

Auf dem bescheidenen äußern Wege Simon Gfellers, unter dem einfachen Halblein, wuchs ein erfülltes Dasein, da ging ein bewegtes inneres Leben mit.

Bisher stand das Bild unseres Dichters allzu einseitig im Schein einer Idylle, im Scheine von gelassener, unangefochtener Behaglichkeit. Zwar hat bereits *Karl Uetz* im Vorwort zum «Vermächtnis» für seinen väterlichen Freund treffend hervorgehoben: «Wer in ihm nur den Darsteller eines ländlich kleinen, engen Lebenskreises kannte, wird sich wundern über seine geistige Weltweite. Wer ihn, vielleicht von Vorlesungen her, sich nicht anders vorstellen konnte denn als schalkhaft gemütvollen Erzähler, der wird überrascht sein von seinem unermüdlichen Bemühen um die Probleme der Erziehung, von seinem lebenslangen Ringen um die Klärung religiöser Fragen.»

In seinem Leben und in seiner Wesensart lag ein spannungsvolles Gleichgewicht! Dieses Wort, einmal irgendwo für jemanden anders gesagt, enthält auch für Simon Gfeller eine ganz treffende Aussage: Auch in ihm war ein vielschichtiges Ygricht, waren Gleichgewicht *und* Spannung, die sich manigfach durchdrangen, wobei mithin das eine deutlich überwog. Aber es ist zu betonen, daß schließlich immer wieder das Gleichgewicht die Oberhand behielt.

Das Glückhafte, Harmonische kann in der Tat nicht genug hervorgehoben werden, wenn auch der Dichter selbst einmal seinem Freunde von Greyerz geschrieben hat: «We me schon e Gfeller isch, heißt das doch nid, daß me gäng nume Gfell heig!»

Der gute, hilfreiche Grund und Halt des Gleichgewichts verdankte Simon Gfeller seinem Herkommen und seinem Vaterhause. Der eher ernste Drätti in seiner grundgütigen Rechtschaffenheit war dem Chlyne die geliebte Respektperson. Müeti daneben war eine aufgeheiterte Natur. Im Buche «Drätti, Müeti u der Chlyn» hat Simon Gfeller seinen guten Eltern ein Denkmal der Schlichtheit und Ehrbarkeit gesetzt.

«We Drätti mit öppere ghandlet, e Lohn feschtgsetzt oder Akkord abgeschlosse het, isch zletscht regelmässig d'Frog cho: Was düecht di so, chaisch de gsy? — Gäng het er schi drum bikümmeret, daß de der anger ou nid z'churz chöm. Er isch heilig überzügt gsi, daß ungrächts Guet alle Säge tüej verschüüche.»

«Wo d'Mueter chrank worden ischt, het er sche tröschtet, ke Pfarrer hätt besser chönne. Die gueti Mueter het si no Bidänke gmacht wägen ihrne Sünde. Aber dormit isch schi bim Vatter nid wohl acho. „Was, hei mir nid to, was is isch mügli gsi? U heißtt es i der Bible nid, em gröschte Sünder chönn vergäh wärde? Worum sött de üs nid chönne vergäh wärde, wo mir is doch hei gflisse rächt z'tue, so guet mersch verstange hei. Do hör mer uf mit seligem, das het ke Sinn.“ — U d'Mueter het si lo brichte u si a däm felsefeschte Vertroue gäng wieder ufgrichtet.»

«U we Drätti u Müeti ou numen eifachi Lütli gsi sy, das hei sie doch verstange: Sie hei zun enangere Sorg gha, ou we sie es ungrads Mol nid sy einig gsi u eis 's angere het trappet gha ... Es n-jedersch het gwüsst, was es am angere het u was 's angere wärt isch.»

Wie viele Dichter hat auch Simon Gfeller einem gütigen Geschick für seine Kindheit auf dem Lande gedankt. Den vielen, doch flüchtigen Eindrücken der Stadt stellte er die wenigen, doch tiefen Erlebnisse auf dem Lande gegenüber, die dem Maß des Menschen näher kommen, besonders dem des Kindes. Und bot dem größer gewordenen Buben einmal das äußere Leben nicht mehr genug, so flüchtete er sich ins Buch, das ihm neue Welten eröffnete. Ein begabtes Kind bleibt in früher Begrenztheit nicht verharren, sondern wird das darin verstärkt Erfahrene anderswo erweitern können, auf andere Verhältnisse zu übertragen wissen. Neben der gesunden, naturnahen Einfachheit lernte der Chlyn von früh auf Verzicht und Arbeit kennen.

«Wi lenger wi meh ischt jetz 's Gäggele, Göiteren u Umeflachse bschnitte

worde. All Tag het der Chlyn müeßen i's Chömetli schlüüffe un uf irged en Art hälften am Arbitsgöpel zieh. I kem Bruef git es schöneri Glägeheite, die chlynschi Chraft chönnen yz'spanne, weder i der Burerei. U Drätti u Müeti hei's guet wüssen yz'richte, daß der Chlyn het müeße bir Stange blybe u der Strick doch de nid z'unerchannt gribset het.»

«'s sälbtmol, won i a der Aeschbärg-Syte ha sölle dicki, schwäri, Bärsettemade worbe u nid ha chönne stoh u nüt ha dranne mögen abbringe — i bi bloß öppe föifjährig gsi — dennzemal hets z'suure ggäh. Aber der Vatter isch cho u het gseit: „Ja, Buebli, das geit nid däwäg! Do mueß men angersch i Chnebel byße! Lueg, i mueß o schwitze.“ Er het es Hemmli gha, flätschdräcknaß, mi hätts chönnen usdräje ...»

Wer aber wurde je von einem solch einzigartigen Schulweg beschenkt wie der Chlyn: «Im Summer isch der Schuelwäg würklig fasch luter Freud gsi. Hui, wi isch das albe ggange über Würzen u Steine dür e Wald ab! Schier uf allne Tannstüllere het's gliedet, fascht ime n-jedere Tschuppli ghäscheret und gflüderet. ...»

Bim Waldgatter het de e großi Guschiweid agfange, 's Nülli het sie gheiße. Offebar het me re ke große Wärt zuegschribe, wo sie isch touft worde. Zytwylig het dert en alti Fülimähren uf ihn gwartet, wo gärn es Zückerli welle het. Es ischt e freini Hütte gsi, wo si ohni z'verstellie het lo bim Chammhoor a's Wägpörtli füehre, daß der Chlyn het chönnen ufhocken u ryte. U dernoh isch schi imene sanfte Trääbli mit ihm dür e Wald vüre. U we sie gmerkt het, daß er mit syne Rytkünschte i Ungergähn grootet, isch schi vo sälber i Schritt ubergange, gäb's e Pürzliboum ggä het. A settigne Morge hätt der Chlyn möge grediuse juze vor Freud; ke Bueb i der ganzen Eidgenossenschaft het schöner u stölzer z'Schuel chönne weder är. Wen er abgstigen isch, het er die alti Mähren um e Hals ume gno u re gar erschröckelig gflattiert, sys Znüüni-brot het sie wäger allzsämen übercho.» (Aus «Drätti, Müeti u der Chlyn»)

Als Sinnbild der Freiheit wie der Geborgenheit erscheint uns die Zuguelinde, von der er in einer Skizze «Aus meinem Leben»<sup>2</sup> schreibt:

«Neben der Hütte reckt sich eine uralte riesige Linde so hoch empor, daß die Dachfirst nicht einmal bis zur Kronenmitte hinaufreicht. Diese Linde war unser liebes, luftiges Sommerzelt. Wohl verkroch man sich bei Regenwetter und Winterszeit gerne unter die Gluckhennenflügel der traulichen, alten Holzhöhle. Aber die schönsten Lebenstage waren die, über denen der wehende Wipfel der grünen Freundin leise rauschte. Nie kann ich ihrer gedenken ohne Rührung und Heimweh — denn sie breitete ihre gewaltigen Arme schützend über all' meine Kinderjahre ...»

Hier wuchs starke heimatliche Wurzelkraft, Heimatverbundenheit, die später — nach der Junglehrerzeit in Grünenmatt, wo Simon Gfeller wirklich zeitweils sein Gleichgewicht zu verlieren drohte — auf der schönen Egg neuen, guten Boden fand: Durch ihre Lage abseits von Wirtshaus-Ersatzwelt, durch den eigenen Bezirk, der ihn ganz auf sich selbst stellte und zu seiner Familie, durch die Einsamkeit, die zu besinnlichem Lernen und Lehren führte, durch viel Arbeit in Schule, Haus, Garten, Bienenhaus, Pflanzplatz und Hofstatt und in der nächtlichen Schreibstube, durch die weite Aussicht, die auch den Blick des Menschen und Dichters in die Weite und Tiefe des Denkens geleitet haben mag.

Es war eines seiner ersten Werke auf der Egg, eine Linde zu pflanzen, gleichsam um auch seinen Kindern zu helfen, in lichtgrüner Freiheit und in heimatlicher Geborgenheit aufwachsen zu können.

Seiner Emmentaler Landschaft hat Simon Gfeller in vielen liebevollen Schilderungen gedankt. Wie wurde etwa in «Heimisbach» oder in den hochdeutschen Erzählungen «Bürden» und «Seither ...» seine Feder beflügelt bei Gedanken um die Verbundenheit des Bauern mit der Scholle.

So auch in «Chlips». Einer schönen Stelle darin liegt ein Erlebnis Simon Gfellers im Brandöschgraben zugrunde. In einem Brief beeilte er sich, Freund Otto von Greyerz daran teilhaben zu lassen. «Glaube mir, so Schönes habe ich lange nicht mehr erlebt und manch Fündlein habe ich in meine Tasche gesteckt. Am andern Morgen stieg der Fritz mit mir auf den obersten Boden im Stöckli. Dort hängen die alten großen Treichlen und die neuern Glocken mit kunstvoll verzierten, schuhbreiten Lederriemen. Das ganze Geläute hat einen Wert von 1200 bis 1500 Fr. und hängt an schwankenden Stangen. Der Fritz hat an die Stangen Seile befestigt, damit er das ganze harmonische Geläute auf einmal zum Klingen bringen kann. Jeden Freisonntag, wenn er nach Hause darf, steigt er hinauf und läutet. Das erstemal habe er eine ganze Viertelstunde geläutet, vertraute er mir an; denn in der landw. Schule gefalle es ihm nur halb und in der Erste habe er Längiziti gehabt ,wie ein Kalb'.»<sup>3</sup> «'s Gloggeglüt isch ggange, schön, silberklar, u d'Treichle hei töif u gsatzlig dryggungelet ...

Do ischt Annemejin 's Härz ufblüeit, wie nes Rosechnöpfli, 's Wasser ischt ihm i d'Ouge gstige, es het mit der lätze Hang müeßen abwüsche. Aber derzue ischt ihm es Lächlen ubersch Gsicht gfloge, so warm u heiter wie nes Obesunneschydli, und ändtlig het es Wort gfunge für sy Freud:

,Aha, derthi het's ne zoge, drum het er schier nid derwyl gha, es par Wort mit mer z'brichten i der Chuchi. Nu jo, de will i froh sy! Froh sy, daß er

däwäg umecho u der glych blichen ischt. Wohl, wohl, Hans isch gäng no *üse!*  
Er hanget gäng no a syne Glogge u syne Tiere, a sym Hei u syne Lüte;  
's Frönde het ne no nid i der Gwalt. Z'innerischtinne ischt er no *üse* Hans  
wie dennzemol, wo-n-er mer d'Hang greckt het für furt. U will's Gott blybt  
er eso u git einischt e Rothaulebuur, wo 's Glück i däm weiß z'finge, wo-n-  
ihm avertrouet isch. We eim d'Weidglogge no rächt i 's Härz singe, bruucht  
er nid derhäre, wo sie mit de Glesere zsämelüte u het nid nötig, allem neu-  
mödische Narewärch nohz'fahre, er fingt Friden u Freud uf sym eigete Härd  
u unger sym eigete Dach! ...

,Hesch zsämeglüte?' frogt sie ne, u ihrer Ouge hei ne warme Glanz übercho.  
Hans het bloß mit em Chopf gnoutet u derzue glächlet.

,U we sie nümme do gsi wäri, we mer sche verchouft hätti? Weischt, es ischt  
eine do gsi u het mit Gwalt gmeint, mir müeßin ihm se loh!'

,So', macht Hans troche.

,I hätt kem Möntsche gloubt, daß die sövel gulti. Meh weder tuusig Franke  
wett er gäh derfür! Es wär richtig ou e schöne Schübel Gäld ...'

Hans het d'Sirne grunzelet u wellen uffahre. Aber du het er gwahret, daß  
der Muetter es Schelmlie hingen i den Ouge hocket.

,O Muetterli, meinsch, du chönnisch mer angscht mache? Di chennen i däich  
z'guet! Dir tät es de no herter weh weder mir, we me die i frönd Häng ließ.  
Das lohsch du nid gscheh, u wen i de einisch Buur bi uf der Rothaule, soll mer  
eine die welle cho abläschele, däm will i de furtzündte. Lieber wett i 's  
Hemqli vom Lyb ewägg verchoufe weder die alte schöne Gloggen u Treichle.'  
,Eh, hoffetlig vermöge mer uf der Rothaule no beides z'bhalte, u wird es ou  
so blybe, we Vater un ig einisch nümme do sy ...'

,Emel wäge mir söllisch nid Chummer ha. Aber jetz mueß i wäger i Stall  
hingere go luege, gäb d'Chälbeli gwachse heigi ...» (Aus «Chlips»)

In der Tat war das Leben auf der Egg gutteils ein glückhaftes Idyll, etwa,  
wie wir es im Briefsatz hören: «Ich habe gebeielet, geobstet, gegartnet, gefau-  
lenzt, viel getubaket und auch ein bißchen geschrieben.» «Dichte u Tubake»,  
das war der Gfellersche Stabreim. Es war ein schönes Schaffen in den blauen  
stimmungsreichen Nächten. Simon Gfeller war ein Nachschaffer und kein  
Frühaufsteher.

«Sie sollen mir gesegnet sein, die feinen, ruhigen Stunden von 8 bis 12. Ich  
will sie zu Ehren ziehen. Nämlich: Ich habe nach langer Unterbrechung  
wieder eine schriftstellerische Arbeit unter Händen und schaffe daran mit der  
Ueberzeugung, daß etwas daraus werden kann. Denn die Vorzeichen und  
Bedingungen sind sehr günstig ... Erstlich habe ich meine große Tabackpfeife

frisch anschuhnen lassen. In den neuen Kopf geht eine ganze Handvoll des göttlichen Krautes und es raucht sich daraus einfach wundervoll mildwürzig. Meere von Behaglichkeit entströmen dem über alles geliebten Möbel. Numero zwei hat mir meine Frau die alten Winterfinken frisch besohlt. Das garantiert mir die nötige Fußwärme. Kommen dazu noch einige Kleinigkeiten wie eine regelrechte Schreibunterlage, ein frischer Lampenbrenner und dergleichen, und dann eben noch das Herrlichste: Ich darf arbeiten, was ich will und gern mag, ich bin Herr über Zeit und Arbeit und nicht ihr gehetzter Sklave. Immer nur Pflichtarbeit vor sich zu haben, ist ein wahrer Fluch und Zerstörer der Arbeitslust. Erst dann flammt der rechte Arbeitsgeist auf, wenn man sich darüber hinaus noch ein Mehr leisten kann.»

Doch mit dem Bekanntwerden des schreibenden Egg Schulmeisters verflog immer häufiger die Ruhe und Muße, die Idylle. Vielszeit hatte er unter schwerdrückender Ueberlast von Arbeit zu leiden, und zeitweils wurden auch die Besucher fast zu einer Heimsuchung und Landplage. «Der Störungen und Hemmungen sind mehr als du ahnst, und von einem idyllischen Dasein unter Rosen und Bienen, wie du dir vorstellst, ist öfter wenig zu spüren.» — «Acht Sonntage hintereinander haben wir diesen Frühling Besucher aus allen Himmelsrichtungen gegaumt und schließlich inbrünstig gebetet: „Herr, höre auf mit deinem Segen.“»

Frühlingsschwärrende Frauenvereine wandelten über die Egg zu dem berühmten Dichter und stießen in das alte Lobhorn, ohne sich mit Gedanken über das fragwürdige Kompliment zu verköstigen: «Do obe mueß jo eine zum Dichter wärde!»

«Nach Ansicht dieser klugen Jungfrauen spazieren die Einfälle und Gedanken auf den blühenden Säublumen herum und tropfen von blustbehängten Bäumen herunter, wie weiland den Juden das Manna vom Himmel fiel. Man braucht also nur dafür zu sorgen, daß man ein Kübeli unterstellt und nicht etwa ein Löcherbecki. Das ist die ganze Bagasche, so leicht wird man da oben zum Dichter. Manchmal macht es mir Vergnügen, ihnen zu antworten: „Gewiß kann man gut arbeiten hier oben, namentlich wenn man eine Landkarte vor's Fenster hängt, um nicht durch äußere Eindrücke am Einwärtschauen gehindert zu werden.“»

Auch in der menschlichen Wesensart Simon Gfellers war nicht nur idyllische Harmonie und klare Einfachheit. Da war einerseits die nüchtern praktische Natur des bäuerlichen Simon Gfeller, auf der andern Seite der von starken Stimmungen Getriebene, Stimmungen, die ihn wohl einteils in beste Geistesmomente und Schaffenslust hoben, ein ander Mal aber auch darniederhalten

konnten. Er lasse sich immer wieder von augenblicklichen Stimmungen hinreißen, sagte er selbst — was ihm «am einen Tage rosa schimmere, grunze ihm am andern wie aus einem finstern Schweinestall entgegen».

In einem Aufsatz über das Berndeutsch als Spiegel der Berner Wesensart hat er es einmal mit der Emme verglichen:

«Wär si z'grächtem mit üsem bärnische Dialäkt beschäftiget, däm falle grad-einisch zwöi verschiedeni Prinzip, zwo Gägeströmige, zwe Gägepole uf. Der eint Strom ist es stills, sanfts, breits Wasser, wo nume lysi Wälle wirft, so daß me fascht nid weiß, bewegt er schi oder steit er still. Der anger ischt e wilde Kärli, wo chunnt wi ne Aschutz vo der Aemme, wes hingen am Hogant en Usläärete gäh het. Beidi Strömige füehren is zrugg uf e Grundcharakter vom Bärnervolch, wie ner gäng gsi ischt u si nie verlougne wird. Der eint zeigt is der Bärner i syr übergroße zaghafte Bedachtsamkeit, der anger Pol ischt en usgesprocheni Freud ame chraftmeierische Druffgängertum. U mi sollt nid öppe meine, daß abselut es zwe Chöpf u vier Bei mangli, für die zwe Charakterzüg möge z'trage, sie hei ganz guet uf zwöine Beine u i eim Schädel inne Platzg. Nume chunnt je nach Glägeheit der eint oder der anger meh zum Usdruck. Einisch nimmt d'Bedachtsamkeit d'Wog u zieht vor, 's anger Mol dä, wo mit der Fuscht ufe Tisch schloht.

En Aemmithaler seit ime wichtige Fall sälten blutt u bloß es glatts jo oder nei. Wen er cha jo säge, so git er freigäbig no chly nes Zuegwicht u seit: Jä jo! Dä Fall isch nid schwierig, mi chunnt jo nid i d'Gfohr, mit em angere i Chritz z'cho. Kniffliger aber wird es de, we men ihm nid cha bystimme oder wenigstens nid ganz cha Rächt gäh. Do heißt es de nid öppe schlächt ewägg: Nei, sondern ganz vorsichtig: Jo nei! Eigetlig isch es aber e verruckti Sach, im glyche Otezug jo z'säge u obedruf no nei. Es mueß also e Grund ha, mueß öppis derhinger stecke. Mi mueß das «jo-nei» wüsse z'düte. Was man es heiße? Angfährt das: I weiß jo ganz guet, daß du, liebe Fründ oder Nochber, e gwinterete, gwaglete Kärli bischt, wo gschydi Asichte het, Asichte wo me cha lo gälte. Un i wett der das nid öppen abstrytte, u mi sälber für e Gschyderen usgäh, wott der nüt am Züg flicken un uf d'Hüehnerouge trappe, mi cha i guete Tröie verschiedener Asicht sy. Aber i däm spezielle Fall chan i der jetz doch nid ohni Vorbehalt zuestimme u mueß, so ungärn i 's tue, doch zletscht amänd nei säge.»<sup>4</sup>

Ein spannungsvolles Nebeneinander im Wesen Simon Gfellers wird erhellt, wenn wir uns den echten Emmentaler vorstellen, der mit seinen Sachen gerne etwas abseits ist, sich zurückhält und wenig Worte macht. Simon Gfeller stellte einmal fest, die Feder sei ihm willigere Gehülfin als die Zunge. Eine

ganz ausgeprägte Abneigung empfand er Menschenaufläufen gegenüber, wo er möglichst noch mitten drin hätte stehen sollen.

Doch seine vielen Besucher trafen dann einen herz- und humorvollen, gesellig aufgeschlossenen Menschen. Und wie sah es erst aus bei einer seiner vielen Vorlesungen! Die Säle und Säli fand er zumeist übervoll. Und da kam dann neben der gemüthaft bedächtigen, feinen Seite die von dramatischem Temperament geladene zum Ausdruck. Die Zeitungskritik berichtet von ganz eindringlichen Zuhörererlebnissen — und etwa auch davon, daß der Berner sogar die schnellen Zürcher in Atem hielt.

«Simon Gfeller erzählt meisterhaft und kam in eine Stimmung, daß er sich übertraf. Er las nicht nur, sondern spielte, mimte, als stände er auf der Bühne. Der Schalk wetterleuchtete in den ausdrucksvollen Zügen seines ergrauten Bauernschädel, dem man keine 65 Jahre zutrauen würde.» (Zeitungskritik)

«Wenn der Uhrzeiger über halb zehn Uhr vorrückt, sieht man bei abendländischen Veranstaltungen ein typisches Bild: Da und dort erhebt sich ein Besucher, um fluchtartig den Raum zu verlassen, und je mehr das Beispiel Nachahmer findet, verstärkt sich die Mahnung an den Vortragenden, den Entschluß zum endlichen Schluß zu finden. Als der Nachfahre Gotthelfs am letzten Montag so gegen zehn Uhr seine Vorlesung beendet hatte, klatschte man wohl Beifall, aber niemand dachte ans Aufstehen, sondern man erbetete noch eine Zugabe, wie das sonst nur berühmten Konzertsolisten zur lächelnden Pflicht gemacht wird. So triumphierte die von vielen etwas von oben herab behandelte und von den meisten Lesern so übel vernachlässigte Dialektdichtung über den Zeitgeiz.» (Zeitungsbericht)

Daß Verantwortungsgefühl schon an sich Spannung mit sich bringt, liegt auf der Hand, und ein starkes Verantwortungsgefühl bestimmte Denken, Tun und Schreiben Simon Gfellers. Es zeigt sich gegenüber seiner Familie, den Nachbauern, Kollegen, seinem Erzieherberuf und allen menschlichen Fragen und dem Weltgeschehen gegenüber.

Aus seiner ruhigen Abgeschiedenheit heraus verfolgte er in einer Unruhe die Weltläufe während der schweren Jahre der beiden Weltkriege. Auf Tausende von Tagebuchblättern lud er sich seine Ueberlegungen vom Herzen. Tag für Tag verarbeitete er im Zweiten Weltkrieg die Zeitungsberichte. Um aus verschiedener Richtung orientiert zu sein, hatte er neben dem «Bund» die «Tagwacht» abonniert.

«Die politischen Kämpfe in unserem Vaterland habe ich die ganze Zeit über mit reger Anteilnahme verfolgt. Hüben und drüben wird gefehlt durch Ver-

hetzung und Scharfmacherei. Warum einander nie ehrlich zu verstehen suchen? Warum beruft man nicht in Bauernversammlungen gute Redner aus dem Arbeiterstand und läßt sich die seelischen und materiellen Nöte der Arbeiter klarlegen? Warum läßt man in Arbeiterversammlungen nie einen Bauernführer die Bedürfnisse und Besonderheiten des Bauernstandes erklären? Warum schreit man auf beiden Seiten, daß die Ohren gellen, statt ein besonderes Verständnis anzubahnen? Warum verfechten die Blätter auf beiden Seiten nur ihre Zwecke und verschweigen und vertuschen, was nicht in ihren Kram paßt? Schon oft hat mich gelüstet, ein vermittelndes Wort (auch in Form eines Buches!) zu sprechen. Leider bin ich aber nur der einen Seite kundig. Wenn ich doch ein Vierteljahr frei werden, Arbeiterverhältnisse und Fabrikarbeit studieren könnte, um auch der andern gerecht zu werden!» Vor dem Zweiten Weltkrieg bezog er auf eine deutsche Einladung hin deutsch und deutlich Stellung:

«6. November 1937. Soeben habe ich an die Hauptverwaltung der Stadt Freiburg im Breisgau (die mich zu der alemannischen Kulturtagung vom 12. bis 15. November 1937 eingeladen hatte) folgenden Brief abgehen lassen: Altersbeschwerden (zunehmende Schwerhörigkeit, chronisches Magenleiden, mit beständigen Verdauungsstörungen und Uebelkeit) verunmöglichen mir den Besuch von Festversammlungen. Daneben hat mein Nichterscheinen an der alemannischen Dichtertagung auch noch andere Gründe, über die ich Sie nicht in Unklarheit lassen will. Ich bin zeitlebens ein aufrichtiger Verehrer deutscher Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft gewesen, schätze das deutsche Volk um seiner Tüchtigkeit und Tatkraft willen hoch und wünsche ihm von Herzen Glück und Gedeihen. Aber so lange es in Deutschland Konzentrationslager, Judenverfolgungen und religiöse Unterdrückung gibt, nehme ich an keiner alemannischen ‚Kultur‘-Tagung teil!»

In einem seiner letzten Tagebücher schrieb er, der Krieg beherrsche und tyrannisiere ihn ungeheuer. In jugendlich aufbrausender Entrüstung notierte sich der alte, kranke Mann zur Zeit des russischen Angriffs auf Finnland: «1. Dezember 1939. Grauenhaft, wie das stumpfsinnig aufgenommen wird und niemand den Ueberfallenen zu Hilfe eilt ... Man löscht erst, wenn das eigene Haus brennt, und heißt das ‚neutral sein‘. Neu-trali-tät! ist ein etwas mißtonendes Wort, der ‚Trali‘ in der Mitte nicht besonders erhebend, besser wäre oft, wenn man etwas ‚tät‘.»

Die besondere Verantwortung des Erziehers beschäftigte den Eggenschulmeister zeitlebens — trotz seinem vertrauensvollen Glauben an den Menschen, der dem Geist seiner Schulstube den hellen, festen Grund verlieh. Jungen Kolle-

gen legte er ans Herz, die Schule nicht zu überschätzen gegenüber der Schule des Lebens. In der «Seminarzyt» wandte er sich an die frisch dem Seminar Entlassenen:

«Es git zwo Arte, mit de Lüten umz'goh: Emen jedere mißtroue, bis er bewise het, daß men ihm troue darf. Oder aber: Ihm Guets zuetroue, bis er bewise het, daß er Vertroue nid verdienet u weiß z'würdige. Die zwöiti Art isch wohl sicher die glückligeri. Fählschütz sy fryli uf ke Wäg völlig z'vermyde, die wird me gäng müeßen i Chouf näh. Aber mi cha kem Möntsche hälfe u cha ke junge Möntschi erzieh, we men ihm nüt Guets zuetrouet. 's Vertroue ischt e Kran, wo die schwerschte Seelelaschten i d'Höhi zieht. Mißtrouen ischt es Uchrutvertilgungsmittel, es heißt, sorgsam dermit umgoh, süsch vergiftet's ou d'Würze vo de guete Pflanze u die fynschten am erschte.» Simon Gfeller war ein wahrhaft berufener Erzieher, und erzieherische Tendenz prägt auch sein dichterisches Werk. Ueber Schulmeistererfolge aber äußerte er sich zurückhaltend und nahm dabei zum Humor Zuflucht. So begann er einmal einen Vortrag im Lehrerverein mit den Worten: «Lorbeerbüsche wachsen hier keine, und das Eichenlaub haben die Käfer gefressen.» «Ein pädagogischer oder methodischer Obertiger war ich nie und manches mag ich ungeschickt und töricht angefangen haben. Aber das war in meinen reiferen Jahren mein dringendes Anliegen, mich in der Schule als einen anständigen, fühl samen, lebendigen Menschen auszuweisen. Ich weiß noch, wie ich mir fest vornahm, jeden Tag wenigstens eine Stunde über den gewöhnlichen Kärnerdienst herauszuheben und zu einer fröhlichen und interessanten zu gestalten, bald in dem einen, bald in dem andern Fache.»

Spannungen erwuchsen zeitweils daraus, daß doch die Berufssarbeit ihn nicht voll erfüllen konnte. Aber auch da gab sich anderseits ein wirkungsvolles Gleichgewicht, indem sich die beiden Berufungen in ganz wesentlicher Weise gegenseitig bestärkten und befruchteten.

«Ein hundertprozentiger Schulmeister war ich nie, das heißt, es war mir einfach nicht möglich, all mein Sinnen und Denken rein nur auf die Schule zu konzentrieren ... Daß ich mich neben der Schule künstlerisch betätigte, war aber nicht ein Schaden, sondern ein Vorteil, denn es hielt mich im Fluß und bewahrte mich vor volliger Verkrustung. Immer wenn ich künstlerisch tätig war, hatte ich das Gefühl, auch in der Schule gelöster und aufgeschlossener zu sein. Gegenteils hatte ich das Gefühl, in der Schule ärmer und verhärteter, veralltäglichter zu sein, wenn ich nicht schrieb, malte oder in Gedanken an etwas gestaltete ... Wer selber irgendwie geistig produktiv ist und mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, versteht es besser, daß den Kindern nicht alles auf

den ersten Anhieb eingehet. Er ist ein Lernender mit Lernenden und steht dadurch den Kindern näher ... — Bilde an dir, und du bildest deine Schüler.»

Wie die verschiedenen Arbeitsgebiete — zum Lehrer und zum Schriftsteller kamen die vielen weitern Beanspruchungen als Armenvater, Vikar, Samariter, als Vorleser, Ratgeber von jungen oder befreundeten Schriftstellern, als Mitglied von Literaturkommissionen — wie dies mannigfache Nebeneinander seine ganze Kraft in Anspruch nahm, so lag darin für sein dichterisches Schaffen mancher Anreiz und Ansporn. Bei den Begegnungen mit verschiedenenarteten Menschen zündete mancher Funke für eine Erzählung. In Gesprächen tauchten Ideen auf, Stoffe und Figuren. Zeitnot steigerte den Drang zum Gestalten. Die erstohlenen Nachtstunden forderten äußerste Konzentration, schufen aber auch im Verein mit der Pfeife beste Schaffensstimmung. Es wurden von den zutiefst erfüllten Lebensmomenten. Und ihnen sind denn auch in der Tat von den schönsten jener knappen, geschlossenen Gfeller-Erzählungen zu verdanken.

Sowohl was Sprache wie Gehalt seiner Werke betrifft, legte sich Simon Gfeller strengste Maßstäbe an. Er wußte wohl um die besondern Gefahren landläufigen Mundartschreibens, das oft schwankt zwischen seichtem Gefühlschwang und gröblicher Lautstärke.

Von Haus und Wesen aus war sein stetes Anliegen, eher das Vorbildliche und Schöne darzustellen. Gerade seinen Bauern hält er mancherorts ein idealisiertes Bild vor. In schwerer Zeit und Bedrückung schrieb er einmal, er habe nicht genug Speichel, um alles Wüste in der Welt auszuspeien, also lasse er's lieber bleiben. Besser als Elend beschreiben, sei zeigen, wie darüber hinwegzuhelfen ist.

In «Schachelüt» rächt sich der brüderliche Ehebruch aufs schwerste in dessen Frucht. Das bemitleidenswerte Geschöpflein bringt die ganze am Fuße menschlicher Gesellschaft und Gesittung lebende Familie zur Besinnung.

«Chinderouge hei e stilli, heilige Chraft, e Chraft, wo us eren angere Wält stammet, weder daß der Schachen isch. Chinderouge sy Pfäischterli, wo me derdür i nen angeri Wält ubere gseht, i ne stilli, stummi, unergründtligi, unändtligi Wält, wo me plötzlig alle Boden unger de Füeße verlore het u nid weiß, wie me si dergäge soll wehre. Mit der hienohige Wält ischt Jogg scho fertig worde. Wen er mit em Griffsparren ungere chönne het, mit de Füüschen apacke, mit den Achsle lüpfe, de het's grückt. Aber es git Sache, wo me mit ker Winge lüpft, wo me mit Chraften u Fuuschten u Dryschloß nüt abbringt.»

Besonders gerne ging Simon Gfeller in seinen Erzählungen den Armen, Ab-

gesonderten und Benachteiligten des Lebens nach, den kleinen und krummen Strauchästen im Menschenhag. Tiefe Menschlichkeit verbindet sich mit der sprachlichen Meisterschaft, wenn er uns seine geliebten Sonderlinge so eignetümlich zwischen Heiterkeit und Mitleid stellt. Dem alten Schnapsvaganten Zwölffischlegel, dessen Nase im Schneesturm aussieht, «wi ne überzuckeret Zwätschge», gönnt der Abstinent sehr wohl sein Sorgengütterli. Für viele dieser Gfellerschen Wegrandmenschen gelten die Schlußworte der Erzählung «'s Froueli». Es ist das Froueli, dessen vereinsamte und verschmähte Liebe sich alterszu seinem Dutzend Katzen zuwendet, mit denen es ein großes Wesen hat.

«D'Lüt hei no mängisch von ihm brichtet u über syner Torheite glachet u der Chopf gschüttlet. Nach möntschnige Bigriffe isch es chly nes närrisches Gschöpf gsi, sicher. Aber gäb im himmlische Rächeschaftsbuech ou uf der Narresyten yzeichnet worden ischt, was es to het, das wird si de no froge. Vilicht, daß de dert mit emen angeren Ellstäche gmässé wird, weder bi üs auf der Wält nide ...»

Pflichtgefühl führte Simon Gfeller zur Abstinenz. Die Schwächen seiner Lehrjahre hierin hatten böseste Spannungen in sein Gleichgewicht gebracht. Später war es umgekehrt die Abstinenz, die mithin Zusammenstöße zur Folge hatte, wie wir etwa in «Heimisbach» hören, wo der junge abstinente Lehrer am Burespinnetli kurz in eine ungemütliche Lage gerät.

Ein lebenslang beackertes Gedankenfeld Simon Gfellers waren Weltschau und Religion. Ausgegangen war er vom elterlichen Grundsatz: «Nid für fromm gälte — aber fromm sy!» «Gott z'danke, hei Drätti u Müeti nie e Tag vergässse. Sie hei en eigeti Frömmigkeit gha. I Worten isch schi sälte zum Usdruck cho. U doch ischt ihres ganze Läbe druffen ufboue gsi. Ihri Frömmigkeit isch gsi wi ne Fäderen i der Uhr, wo's ganz Wärk im Gang bhaltet, ohni daß me se gseht u a se gmahnet wird.»

Ueber allem Suchen, Zweifeln, Irren kehrte Simon Gfeller zuletzt zum hilfreichen Halt einfacher Gläubigkeit zurück. «Ich will mir nicht den Glaubenszipfel aus den Händen reißen lassen, der mich so oft getröstet und angespornt hat, und halte mich an das Einfache, Verständliche, zum Beispiel an die Stelle im 1. Johannesbrief, 4. Kapitel, 16. Vers: Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.»

Doch auch dieses Gleichgewicht war kein ungefährdetes Geschenk gewesen. Auf seinem Grunde hatte manch gespannter Kampf stattgefunden. «Religiöse Fragen haben mich stark beschäftigt, fast so lange ich lebe. Was habe ich

nach dieser Richtung nicht alles gelesen und durchforscht: Reform-Theologie von Langhans, Schleiermacher, Feuerbach, Kierkegaard, Tolstoi, Laotse, Tschuangtse, Ghandi, die Anthroposophie, Holzapfel, Förster, die Bhagavadgita u. a.» (z. B.: Brunner, Blumhardt, Rittelmeyer, Keller, Steffen, Berdiajew, Mereschkowskij).

«Seit Jahren habe ich Ragazens Neue Wege gelesen, jüngst Albert Schweitzers Geschichte der Leben-Jesu-Forschung durchgeackert und mich mit den Gedankengängen der Barth, Thurneysen und Gogarten vertraut gemacht, denn mir ist immer Bedürfnis, nicht bloß eine Richtung zu hören, sondern Freunde und Gegner einer Sache gleichmäßig zu prüfen.» — «Die Bibel ist oft wochenlang auf meinem Nachttischchen gelegen, ist voller Unterstriche und Ausrufe. Und doch fühle ich mich noch heute nicht berufen, andern ein Wegweiser zu sein.»

«Ich bin mehr welt- und naturfromm als kirchen- und dogmengläubig. Gott habe ich immer in seinen Werken verehrt. Sonnenglanz und Mondennacht, Himmelblau und Sternenpracht, Berge, Wälder, Wiesen, Aehrenfelder, Blumenhalden und Buschraine, Gartenwunder und Pflanzengeheimnisse, die Tierwelt und tausend liebliche Naturerscheinungen predigten mir ebenso eindringlich von der Güte Gottes, wie die Bibel, und dafür war ich aufgeschlossen und empfänglich und sie bestimmten mich, Liebe und Güte als das erlösende und unentwegt anzustrebende Lebensprinzip auch für die Menschen hochzuhalten. Mein ganzes schriftstellerisches Werk spiegelt dieses Bestreben getreulich wider.»

«Manchmal hatte ich, bei meinen Widerständen gegen kirchlich-dogmatische Lehren, das Gefühl, daß Gottes Auge trotzdem lächelnd auf mir ruhe, als wenn er sprechen wolle: Simon, du ungebärdiges, trotziges Füllen — blähe deine Nüstern, sprühe deine Schaumflocken, schüttle deine Mähne und wirf deine Huflein und dein Hintergeschirr wie du willst, du bist dennoch in meinem Zaun, auf meiner Weide! — Wir Menschen sind Gefangene der schöpferischen Kraft, der Urkraft, die wir mit dem Namen Gott bezeichnen. ... Sie ist so unendlich umfassend und überlegen, daß wir ihr sogar dienen müssen, wenn wir gegen sie kämpfen. Schöpferisch und segensreich wird unser Wirken aber erst in vollem Grade, wenn wir für sie und mit ihr kämpfen.»

Wesentliches über Simon Gfellers Glauben an den Gott der Liebe und an die Möglichkeiten des Guten im Menschen finden wir im Buche «Eichbüehlersch», wo er dem Pfarrer seine religiöse Einstellung in den Mund legt. «Daß uf der Wält obe huuffeswys Greuel u Uflättereie vorchöme, wo me si dervor mueß

bsägne u derwäge mueß schäme, wärdit dir sicher zuegä. Es sött besser wärde u chönnt besser wärde, we me's mit em Wort Gottes ärnschter nähm. Bis derthi sy mer allwág alli einig. Drum tue ou teel Pfarrer so niderha bim Predige. U gwüssi Lüt hei's sicher nötig, ufgrüttlet z'wärde, u zwar nid nume die Gottlose, sondern ou die wo's a der Ehrfurcht gägenüber em liebe Gott lö fähle. Es git ere derigi, sie luegen nen öppe für so ne chummligen u gäbige Husverwalter a, für so eine, wo im bluemete Sametchäppli bständig mit em Salbipintli parat steit, für z'schmiere, we irgetwo e Tür gyxet oder e Stägetritt rugget. Dene wo däwág zuetäppisch sy u ihres Fuulfleisch möchti em liebe Gott uf d'Achsle lege, schadt's nüt, we me nen ou einisch vom Zorn Gottes prediget u d'Heiligkeit vom Schöpfer vor Ouge füehrt. Was nun d'Sündhaftigkeit vo de Möntsche anbetrifft, bin i nid glycher Meinig wi eue Pfarrer. I cha nid ygseh, daß es en Ehr wär für e liebe Gott, wenñ er syni Gschöpf so myserabel usgstattet hätt, daß nume Schlächts a ihne wär. So win i d'Lüt erfahre ha, stimmt das nid. Schwachheit u Torheit u Bosheit git es viel uf der Wält obe, aber alls isch der Tüüfel no nid Meischter. Mänge Chrump lot si no bruuche für Wagnerholz, u die wüeschtische Aschtbitze gä unger em Wöschhafe die schönschi Hitz. U mit em bloße Sündevürha macht me nid gueti Gschäfti. Dormit cha me niemmere Chraft gä, mi macht ne nume schwach. Es ischt eini vo myne töifschte Erfahrunge, daß men eme Möntschi nume cha hälfe, we me no öppis guets an ihm gseht un ihm cha es Vertrouen eggäge bringe.»

So kommen wir denn immer wieder zurück auf den guten, festen Grund des Gleichgewichts, das trotz aller Spannung dieses Leben und Wesen getragen und geprägt hat: «Guet sy, tätig sy u Vertroue ha!»

Tiefe Dankbarkeit und Heiterkeit übersonne Simon Gfellers Alter, wo er gleichsam zu seinem hilfreichen Herkommen zurückkehrte. Was er von seinem guten Drätti erzählt, erhält in gewissem Sinne auch Geltung für ihn.

«Es Glück, wo währe soll, mueß ersorget und erwärchet sy, u mueß ou zuen ihm Sorg gha wärde. 's Glück isch es schüüchs Vögeli. Am liebschte stellt es ab bi dene, wo still u flyßig ihri Sach bsorge. Wär ihm gäng nohfahrt u 's wott bim Stiel näh, dä flieht es. Drum löt ech d'Wunsch nie ubere Chopf wachse. En erfüllte Wunsch ischt e Färlimuetter mit zwölf Jungen im Lyb. We me se lot färle, göiße die Junge lüter u hungriger weder die Alti. — Settigi Lehr het Drätti nid us Büechere zoge. Es isch Frucht gsi ab sym eigete Läbesboum, u het dere no viel usem Loub use ggügelet, ohni daß er schen abgläse het. Vorläben ischt ihm wichtiger gsi weder predige.»

«Mit ihrem Los sy Drätti u Müeti meh weder nume z'friede gsi. ,Was wett

me go chlage, we 's ein so guet ggangen ischt?' het Drätti öppe gseit. ,Wenn i däiche, wi mer agfange hei, chöi mer nid angersch weder Gott danke, daß er is alls so guet het lo groote!»

#### A N M E R K U N G E N

<sup>1</sup> Was Anmerkungen betrifft, sei verwiesen auf die Biographie des Verfassers über Simon Gfeller (Francke, Bern 1968), die die vollständige Zitierung enthält. Hier werden bloß einige Stellen nachgewiesen, vorab diejenigen aus dem unpublizierten Nachlaß, die uns von *Werner Gfeller* freundlicherweise überlassen wurden.

«Vermächtnis». Aus Tagebüchern Simon Gfellers (1. Ausgabe: Francke, Bern 1948). Enthalten auch in Band X («Unveröffentlichtes, Briefe, Vermächtnis») der «Gesammelten Erzählungen Simon Gfellers», Bern 1957.

«Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz 1900—1939». Herausgegeben von Erwin Heimann. Bern 1957.

<sup>2</sup> 1935

<sup>3</sup> an Otto von Greyerz 1913

<sup>4</sup> «Bedachtsamkeit und Draufgängerei». Mundartstudien 1933 (Nachlaß).